

Der Brotkorb.

Kriegsbetrachtung vom Semmelstandpunkt.
Von Ludwig Dirichfeld.

Bitte, das ist auch ein Standpunkt. Natürlich kein besonders hoher und tief sinniger, es sind eher ganz harmlose und oberflächliche Betrachtungen, Beobachtungen aus dem kleinen täglichen Leben, dort, wo es am kleinsten und unbedeutendsten ist und sozusagen von der Hand in den Mund lebt. Es kann doch wirklich nicht Ungleicheres und Gewöhnlicheres geben als den Brotkorb, der auf dem Tische steht, und die Zahl der Semmeln und Beiden, die der einzelne verzehrt. Aber jetzt, wo Menschen und Dinge ihren wahren Wert bekennen müssen, wird plötzlich auch dieser Brotkorb zu einer Angelegenheit, mit der sich Behörden und Persönlichkeiten eigenhändig befassen. Sinecwegen setzen sich Erzieherinnen und Sachverständige an den Beratungstisch, werden Verordnungen erlassen, und so wird der Brotkorb, über den sich kein Mensch jemals Gedanken gemacht hat, in seinen alten Tagen noch zu einer merkwürdigen und interessanten Sache. Man müßte sich ihn eigentlich einmal näher ansehen, aber jetzt ist er schon verschwunden. Das Beispiel wurde auch in diesem Fall zuerst in Berlin gegeben. Dort wird ja bekanntlich das bürgerliche Leben von einem Offizier geleitet, dem Generalobersten v. Kessel, der es mit kluger und taktvoller Energie verstanden hat, den Berlinern manche schlechte Friedensgewohnheit abzugewöhnen und nützliche Kriegsnotwendigkeiten anzugewöhnen. Er hat den Radanpatriotismus abgestellt, hat die Tanz- und Champagnerlokale zugesperret, und als das Mehl teurer wurde, hat der Generaloberst v. Kessel der Verschwendung des Brotes, das in den Berliner Lokalen unentgeltlich verabreicht wird, einen kräftigen Riegel vorgeschoben. Lauter Maßregeln, die man vor dem Kriege für unvorstellbar gehalten hatte und die sich jetzt wunderbar bewähren, lauter Strophen zu dem Refrain dieser Zeit: Na, warum geht's denn jetzt?

Seit zwei Tagen haben wir auch ein solches Semmelgesetz. Durch eine Verordnung des Statthalters ist es seit Neujahr den Gast- und Schankbetrieben aller Art untersagt, Gebäck irgendwelcher Gattung auf den Gasttischen für die Gäste bereit zu halten. Es ist vielmehr dem Gast das von ihm verlangte Gebäckstück besonders zu verabfolgen. In Wien, wo Gewohnheit und Tradition eine so große Rolle spielen, wo jeder einzelne Gast eine Individualität ist, die respektiert und verwöhnt werden will und sich nichts vorschreiben läßt, bedeutet dieser Erlaß direkt eine kleine Umwälzung. Wer Tag für Tag im Gasthaus und Kaffeehaus sitzen muß und dort notgedrungen ein Viertel seines Lebens verbringt, kann jetzt genug solche wienerische Studien machen. Die Sache ist ja etwas plötzlich gekommen, von Silvester auf Neujahr. Gestern stand noch neben Salz und Pfeffer, Feuerzeug, Karastündl und anderen Wahrzeichen der Brotkorb auf dem Gasthaustisch, freundlich ausgestattet mit Semmeln, Kümmelweckerln, Patentweckerln, Salzstangeln, Salzstrizzeln und Brezeln. Nun kommt man am Neujahrstag

zum Mittagessen, ohnehin etwas unausgeschlafen und verdrossen, und findet den Tisch leer, so weit das Auge reicht, keine Spur von einer Semmel oder einem Salzstangel. Es ist psychologisch interessant, zu beobachten, wie sich die verschiedenen Gasthaustypen zu der neuen Maßregel verhalten. Am ungehaltensten ist natürlich der alte Junggeselle. Er war es gewöhnt, auf seinem geheiligten Stammtisch einen Protektionskorb mit besonders reichem, schönem Gebäck vorzuwenden. Er hat es nicht gern, wenn er erst anschaffen muß, und erwartet, daß man ihm die Wünsche von den Augen abliest. Sein tiefempfundener Unmut entlädt sich auf das stark geolte, aber sonst unschuldige Haupt des Bierjungen: „Was is denn mit mein Scherzl?“ Den bescheidenen Hinweis auf den neuen Erlaß empfindet er geradezu als Beleidigung, als eine Einschränkung seiner persönlichen Gasthausreihe.

zwei variet trifft die Maßregel den sogenannten Gustierer, eine recht unsympathische und in Wien leider nicht seltene Kategorie von Männern. Sie gehen offenbar nur zu dem Zweck ins Gasthaus, um sich unangenehm bemerkbar zu machen, heftig ans Glas zu klopfen, laut über das Essen und die Bedienung zu schimpfen, sich temperamentvoll und in schönen Modulationen zu räuspern, zu schnenzen, auf den Boden zu spucken, wie sie überhaupt gern alle Welt zum Zeugen ihres chronischen Rachentiarchs machen. Auch der Brotkorb war immer ein Lieblingsziel ihrer Energie. Jedes Stück wurde in die Hand genommen, begutachtet, gedrückt und erst das letzte Stück am Grunde fand Gnade vor den Augen des Herrn Gustierers, der dabei nie die Bemerkung unterließ: „Das Gebäck schaut aber heute wieder sehr abgegriffen aus.“ Durch den Erlaß ist dieser Menschenschlag unbedingt zum vollständigen Aussterben verurteilt, aber niemand wird ihm eine Träne nachweinen. Ich wenigstens habe mich, wahrscheinlich wie viele andere, immer außerordentlich geärgert, wenn ich in ohnmächtigem Zorn zusehen mußte, wie das vielleicht für meinen Gaumen bestimmte Gebäck von dem liebenswürdigen Nachbar „abgetätschelt“ wurde, und ich war jedesmal auf dem Sprung, eine Ehrenbeleidigung oder wenigstens eine Ehrenkränkung zu begehen. Durch den neuen Erlaß hoffe ich mir viel Geld zu ersparen.

Uebrigens, um ganz aufrichtig zu sein, ich selbst bin dadurch auch sehr getroffen. Ich gehöre nämlich zu der Spezies der Semmelesser, die bei jeder Mahlzeit zwei bis fünf Stück Gebäck verzehren. Ich weiß genau, es ist nicht fein und elegant, aber ich kann mir nicht helfen, es schmeckt mir leider trotzdem. Ich muß vor dem Essen eine Semmel verspeisen, zwischen jedem Gang eine und nach der Mahlzeit erst recht, und selbst Indianerkrapfen oder Eiscreme freuen mich nicht, wenn ich nicht nachher noch ein Stück Brot haben kann. Ich bin eben auch eine Individualität, aber wie ich sie jetzt ausleben soll, das weiß ich nicht. Jetzt muß man doch jedes einzelne Stück Gebäck verlangen, worauf der Pistolo mit einem Teller erscheint, bei dessen Anblick man sich fragt: Was will die einsame Semmel? . . . Und es würde doch direkt unliebsames Aussehen erregen, wenn ich fortwährend ein Stück Gebäck bestellen würde: „Kellner, noch eine Semmel! Kellner, noch ein Salzstangel! Kellner, noch ein Hausbrot!“ Das ist doch unmöglich, und ich sehe schon, daß mir nichts übrig bleiben wird, als mein Leben völlig neu zu gestalten.

Es geht uns allen so. Schließlich ist ja dieser verschwundene Brotkorb nichts als ein Symbol und eine Mahnung zum Einschränken und Maßhalten, zur Selbstdisziplin, lauter Eigenschaften, die uns nur nützlich sein können. Der Brotkorb wird höher gehängt, nicht, weil wir zu wenig haben, sondern damit wir das, was wir haben, nicht leichtsinnig und gedankenlos vergeuden. Es wird uns durchaus nicht schaden, wenn wir eine Zeitlang etwas weniger individuell und verwöhnt sein werden, und sogar die letzte Zuflucht dieser Wiener Eigenart, das Kaffeehaus, muß daran glauben. Hier ist ja der Brotkorb noch üppiger ausgestattet und von einer vielköpfigen Familie bewohnt, deren Mitglieder auf die sonderbarsten Namen hören: Ripferl, Schneiderl, Paunzerl, Laberl, Prager Spitz. Hier trifft das Verbot allerdings in erster Linie die Damen, deren Domäne das Kaffeehaus längst geworden ist. Die armen Damen sind wirklich zu bedauern; jetzt hat man ihnen schon die zum täglichen Leben notwendige Schlagoberstation gekürzt, nun sollen sie sich auch noch das mürbe Gebäck vom Mund absparen. Da bleibt nichts übrig, als seinen Schmerz zunächst in Faschingskrapfen zu verbeißen und sich im übrigen mit den kleinen Süßigkeiten zu trösten, die man in Wien „Scheidl“ oder „Dehmel“ nennt und die sich so mühelos verzehren lassen. Ein Wort und ein Scheidl gibt das andere, und wenn der Herr zahlen ruft, bemerkt die Dame mit naiver Ueberaschung, daß sie acht Stück gegessen hat. Wie wäre es mit noch einer Verordnung, die den Damen kategorisch verbietet, mehr als . . . Versuchen kann man es ja, aber durchzuführen ist es bestimmt nicht.